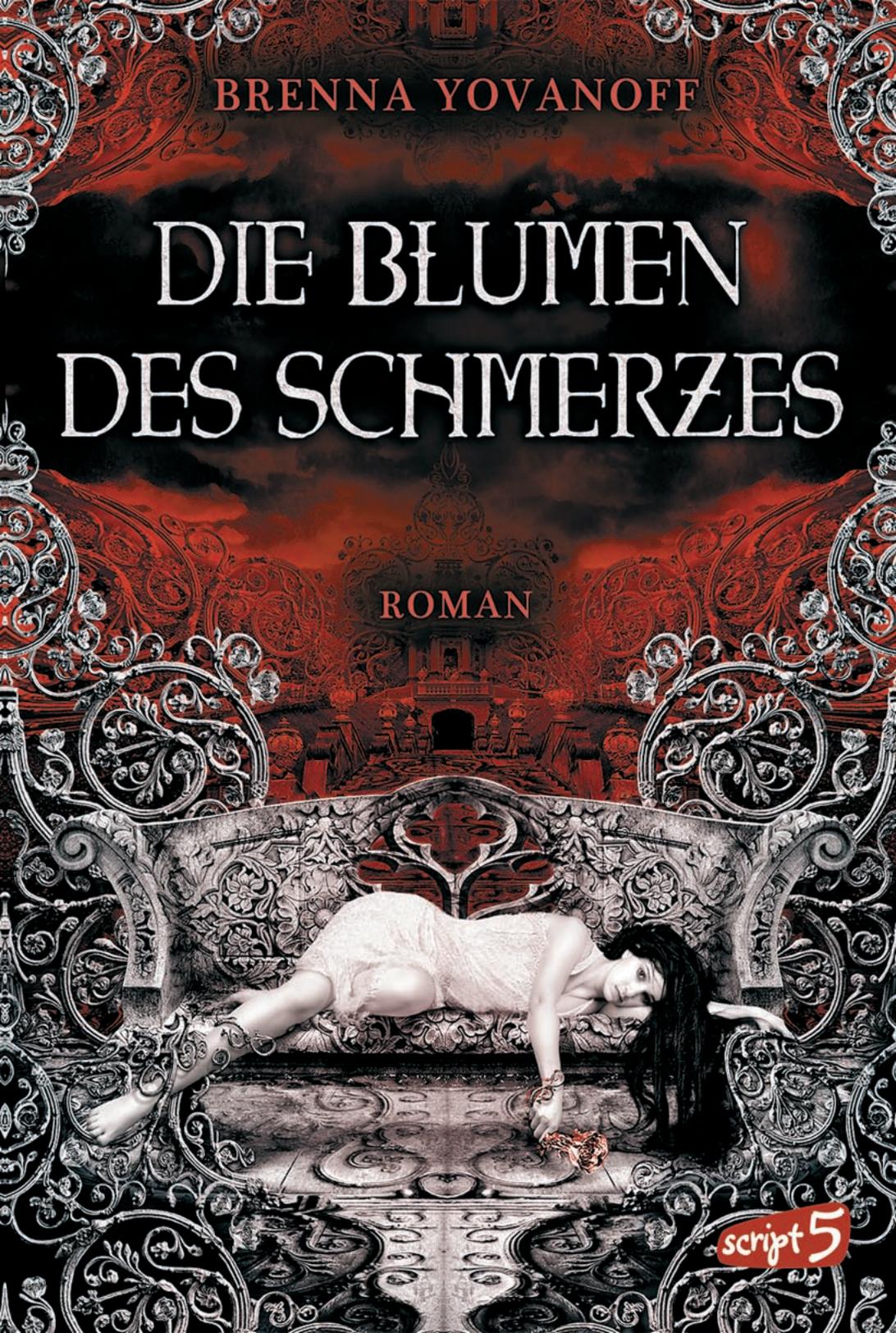


BRENNA YOVANOFF

DIE BLUMEN DES SCHMERZES

ROMAN

script 5



BRENNA YOVANOFF

DIE BLUMEN DES SCHMERZES

Übersetzt von Jessika Komina
und Sandra Knuffinke

ROMAN

Hardcover mit Folienprägung und Schutzumschlag,
384 Seiten, erscheint im März 2012
€ 18,95 (D), € 19,50 (A), CHF 27,50

ISBN 978-3-8390-0133-2

© für die deutschsprachige Ausgabe 2012 script5
script5 ist ein Imprint der Loewe Verlag GmbH, Bindlach



www.script5.de

PROLOG



Einst sagte meine Mutter einer ganzen Heerschar von Engeln, dass sie lieber sterben würde, als zu einem Mann zurückzukehren, den sie nicht liebte.

Das war vor langer Zeit, bevor es Hungersnöte gab oder Krieg oder den Verbrennungsmotor. Bevor mein Vater in Ungnade fiel und auf dem Weg nach unten Tausende Boten Gottes tötete. Damals war meine Mutter jung und wild. Sie führte ein anderes Leben als jetzt.

* * *

Gott erschuf Adam aus Lehm, er schenkte ihm eine Seele und ein Herz in der Brust, und das war der erste Mensch. Er gab ihm einen Garten voller Tiere und Adam lebte dort allein.

Dann, da es nicht gut war, dass der Mensch allein sein sollte, erschuf Gott Lilith, und das war der erste Fehler. Sie kam über eine Wiese voll duftender Blumen zu Adam und er war verliebt.

Sie aber liebte ihn nicht.

Er erkannte nicht die Dunkelheit in ihr. Er war jung und glaubte, sie könne sich ändern. Mein Vater sagt, das ist nun mal so, wenn man jung ist, aber ich finde trotzdem, Adam hätte es wissen müs-

sen. Er hätte es in ihren Augen lesen, die Wahrheit an ihren gezackten Fingernägeln erkennen müssen. Er hätte wissen müssen, dass man ein Mädchen mit eisernen Zähnen nicht ändern kann.

Sie lebten gemeinsam in dem Garten und Adam war glücklich. Lilith aber war für stürmischere Gefilde bestimmt. Als Adam versuchte, sie zu zähmen, wehrte sie sich. Sie war nicht dafür geschaffen, sich von anderen sagen zu lassen, wie sie sich verhalten oder was sie tun sollte. Als sie ihn schließlich verließ, tat sie es in aller Ruhe. Sie stand einfach auf und ging. Sie gehörte in die Wildnis außerhalb des Gartens und dort blieb sie, Nacht um Nacht, auf einem schwarzen Strand an einem Meer so glatt wie poliertes Glas.

Es gab keinen Grund für sie, zu Adam zurückzukehren. Sie vermisste ihn nicht. Sie dachte, sie könnte ihr gemeinsames Leben einfach hinter sich lassen, und das war ihr Fehler.

Mein Bruder wurde auf einem Bett aus schwarzen Steinen geboren, unter einem blutroten Mond. Meine Mutter nannte ihn Ohbrin, ein Name voller Geheimnisse, in einer Sprache, deren nur sie mächtig war. Er ähnelte ihr in fast jeder Hinsicht, mit seinem seidigen schwarzen Haar und den grauen Augen, doch manchmal lächelte er und sah fröhlich zu ihr auf. Sie wusste, dass sie nicht dafür geschaffen war, ein Kind aufzuziehen, und brachte Adam seinen Sohn, dessen Lächeln dem seinen so glich.

Doch der Garten hatte sich verändert. Adam saß unter den ausladenden Ästen eines neuen Baumes und neben ihm saß eine neue Frau, schwer und rund, erschaffen aus einem Teil von Adams Körper, damit sie nicht eines Tages aufstehen und gehen konnte.

Als Lilith ihm das Kind in ihren Armen zeigte, warf er nur einen kurzen Blick darauf und wandte sich dann ab. Er sagte, er wolle sie nicht bei sich haben. Wolle sein eigenes Kind nicht.

Zuvor, als Lilith ihn verlassen hatte, war sie kalt und unnahbar gewesen. Jetzt jedoch zitterte sie vor Wut darüber, dass ein Mann seinen eigenen Sohn zurückwies. Sie spie Adam ins Gesicht und verfluchte den Tag, an dem sie ihm begegnet war. Es war der Tag ihrer Geburt gewesen.

Dann nahm sie Obie und stürmte mit ihm davon in die Dunkelheit.

* * *

Und dort, in der Dunkelheit, lernte sie meinen Vater kennen.

DER GARTEN



Ich sehe mir gerade *Der unsichtbare Dritte* an, als das Bild des Fernsehers schwarz wird. Genau an der Stelle, als Thornhill von dem Flugzeug in ein Maisfeld gejagt wird. Es ist sehr spannend, doch plötzlich bricht der Ton ab und Cary Grant und der wolkenlose Himmel lösen sich in einem Meer von winzigen Pünktchen auf.

Die Silhouette meiner Mutter erscheint in der Glasscheibe, dunkel und gesichtslos. Als sie anfängt zu reden, ist es, als käme ihre Stimme von weit her, verzerrt durch das Rauschen des Fernsehers. »Komm bitte mal nach oben.«

Bevor ich etwas erwidern kann, ist sie schon wieder verschwunden, aber das Bild kommt trotzdem nicht zurück. Ich weiß, ich sollte aufgehen und nachsehen, was sie will, aber eine Weile bleibe ich reglos sitzen.

* * *

In der Hölle erzählen wir unsere großen Ereignisse auf der Oberfläche von Dingen. Stück für Stück wird Geschichte geschmiedet, in Säulen und Pfeiler eingehämmert und in die gefliesten Straßen gemeißelt. Die Nadel, das Gebäude, in dem ich mein ganzes Leben

verbracht habe, ist ein architektonisches Loblied auf die Ruhmes-
taten meiner Familie.

Die Stufen, die zum Dach hinaufführen, sind auf Hochglanz po-
liert und zeigen Stiche der Armee der Gefallenen. Oben angelangt,
stoße ich das Tor auf und betrete den Innenhof. Liliths Garten ist
ein einziges sich windendes Gewirr von silbernen Blumen und
Schlingpflanzen aus Metall. Mein Vater hat ihn für sie angelegt. Je-
des Blatt, jeder Zweig ist handgearbeitet.

Sie sitzt mit dem Rücken zu mir auf einer filigran geschmiedeten
Bank; neben ihr ein Mann, der nicht Luzifer ist. Ihr Haar hat sich
aus seinen Kämmchen gelöst und fällt ihr wie ein schwarzer Vor-
hang über die Schultern. Sie trägt ein langes glutrotes Kleid mit ei-
nem tiefen Rückenausschnitt. Ihre Haut ist blendend weiß.

»Komm rein«, ruft sie, ohne sich zu mir umzudrehen. »Steh da
nicht so rum.«

Ihr Gefährte wirft mir einen Blick zu und erhebt sich. Die Absätze
seiner Stiefel sind schwer, mit je einem eingeschnitzten Krokodil
darauf, und auf dem gefliesten Boden des Daches scheppern sie so
laut wie Glocken.

»Na, wen haben wir denn da?«, sagt er mit einem breiten Lächeln,
das seine grauen, spitz gefeilten Zähne entblößt. Ich merke ihm an,
dass er nicht weiß, wie ich heiße.

»Daphne«, sagt meine Mutter und seufzt, als hätte das Wort ein
unerträgliches Gewicht. Als läge in den zwei Silben eine unermess-
liche Tragödie. Dann wendet sie sich wieder ihrem neuesten Ver-
ehrer zu. Sie sagt kein Wort, hebt nur die Hand, und ihm ist klar,
dass es Zeit ist zu gehen.

Als wir allein sind, bedeutet sie mir, mich zu setzen. Die Bank ist
klein und wir sitzen unbehaglich dicht nebeneinander.

»Ich finde, du solltest mehr Zeit mit deinen Schwestern verbringen«, sagt sie, so kühl und beiläufig, als erklärte sie mir, dass Rauch immer nach oben steigt.

Das habe ich nicht erwartet. Ich antworte nicht gleich.

Sie sagt »deine Schwestern«, aber eigentlich meint sie die Lilim. Sie sagt »mehr«, so als würde ich überhaupt schon Zeit mit ihnen verbringen. Sie sehen vielleicht aus wie ich, aber ihre Väter sind alle niedere Dämonen wie der, den meine Mutter gerade fortgeschickt hat.

»Warum?«, frage ich, bemüht, meine Stimme genauso gelassen klingen zu lassen wie ihre. »Ich bin kein bisschen wie sie.«

»Natürlich bist du das«, erwidert sie, ohne mich anzusehen.

Sie starrt hinaus in den funkelnden Garten. Ihre Augen sind silbergrau, ausdruckslos und blass. Unsere Gesichter weisen weit mehr als nur entfernte Ähnlichkeit auf, aber meine Augen sind dunkel wie die meines Vaters.

Ich mache mir nicht die Mühe, all die Dinge aufzuzählen, die mich von meinen Schwestern unterscheiden und die offensichtlich wären, wenn sie nur einmal richtig hinsehen würde. Wie zum Beispiel meine weichen, durchscheinenden Fingernägel und die Tatsache, dass ich auch noch über andere Sachen reden kann als darüber, wie großartig es ist, auf der Erde umherzustreifen und Männer dazu zu bringen, sich freiwillig zu opfern.

»Woher willst du wissen, wie ich bin?«

»Lächle mal«, sagt sie, als würde das etwas beweisen.

Ich lächle nicht. Meine Zähne sind mein auffallendstes Merkmal, aber meine Mutter erkennt das nicht. Mein Mund ist voller Zahnschmelz, strahlend weiß wie bei meinem Vater, aber sie interessiert sich nur für die Makel – meine spitzen metallenen Eckzähne, die

mehr noch als meine bleiche Haut und mein schwarzes Haar beweisen, dass ich zu ihr gehöre.

»Der faule Apfel fällt nun mal nicht weit vom Stamm«, sagt sie, als hätte ich soeben veranschaulicht, wie recht sie hat. Sie wirft mir einen triumphierenden Blick zu, der mir sagen soll, dass faule Äpfel sowieso die einzig erwähnenswerten sind.

Das, was meine Eltern miteinander haben, ist etwas vollkommen anderes als die zerrütteten Ehen, wie man sie in Filmen sieht. Da wird kein Geschirr an die Wand geworfen, es gibt keine Tränenausbrüche und keinen Streit, nur Liliths endlosen Strom von Liebhabern und die vielen Wege, auf die sie meinen Vater verletzen kann, ohne ihren Dachgarten verlassen zu müssen. Wenn ich anfangs, mit den Lilim herumzuziehen, dann bin ich selbst nur ein weiterer dieser Wege. Was ihre anderen Kinder tun, mag ihn nicht unbedingt interessieren, aber in Bezug auf seine eigenen Töchter ist er weitaus weniger nachsichtig.

»Du wirst mich nicht dazu bringen, etwas Ordinäres zu tun, nur damit du dir die Hände reiben kannst«, erkläre ich. »Nur weil du wütend auf ihn bist, hat das noch lange nichts mit mir zu tun.«

Lilith tut so, als hätte sie nichts gehört. Sie kauert auf der Bank und starrt auf die riesige Sonnenuhr, die zu ihren Füßen in den Boden eingelassen worden ist, als könnte sie darin etwas erkennen, was ich nicht sehe.

Vor mir hat mein Vater ihr bereits sechs andere Töchter geschenkt und sie alle haben seherische Fähigkeiten. Vielleicht liegt es daran, dass sie vor so langer Zeit geboren wurden. Damals war die Welt noch neu und wüst, voller Magie. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass ich erst geboren wurde, als meine Eltern sich schon nicht mehr liebten.

Das Zifferblatt der Sonnenuhr ist so glatt wie ein Spiegel und Lilith nutzt es wie ich meinen Fernseher. In jeder reflektierenden Oberfläche erhascht sie einen Blick auf die Welt, sieht, wie sich winzige Szenen abspielen. Nach der Vertreibung von Adam und Eva aus dem Paradies wurden auch sie und mein Vater bestraft und ins Pandämonium verbannt, und das ist nun die einzige Möglichkeit für sie, sich zumindest das Gefühl zu verschaffen, als stätte sie der Erde einen Besuch ab.

Sie sitzt vollkommen still und beachtet die Ranken gar nicht, die von den Beeten nach oben gekrochen kommen, sich über die Bank schlängeln und um ihre Fußknöchel und Handgelenke winden.

Die Wandgemälde hier auf dem Dach stellen alle die Schlacht um das Himmelreich und den Sündenfall dar. Luzifer, den rachsüchtigen Ausgestoßenen und gefallenen Revolutionär – einen Schurken der übelsten Sorte. Und Lilith, allein an dem schwarzen Steinstrand, blass und still, eine wunderschöne Dämonin. Er war in seinem Stolz verletzt und erkannte sich selbst in ihr wieder.

Nun hockt sie hier in diesem Metallgarten, einem Ort, den sie niemals verlassen kann, während mein Vater im maßgeschneiderten Anzug irgendwo in einem schimmernden Wolkenkratzer sitzt und sein Imperium regiert. Sie gibt ihm die Schuld für alles.

Unter uns glitzert silbern die Stadt, auf Hochglanz poliert wie ein sehnlischer Wunsch. Die Straßen winden sich in verschlungenen Spiralen zwischen den glänzenden Gebäuden hindurch. Weiter hinten, im Zentrum, leuchtet die Grube im rot glühenden Licht des Ofens.

»Ich werde nicht gehen«, sage ich.

Lilith lächelt auf die Sonnenuhr hinunter. »Sei nicht albern. Du liebst doch die Erde.«

Einen Augenblick lang sehe ich sie nur an. Ich mag Papierblumen und Filme mit Cary Grant. Ich mag die Geschichten, die mein Bruder Obie erzählt, wenn er nach einem Einsatz zurückkommt. Ich kann nicht sagen, ob ich die Erde mag, weil ich noch nie dort gewesen bin.

Wenn ich die Gabe des Gesichts hätte, und sei es auch nur ganz schwach – zum Beispiel die Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen oder jemandes Geheimnisse in einer Platte polierten Metalls zu erkennen –, dann würde das beweisen, dass ich für etwas anderes bestimmt bin. Aber manchmal, besonders wenn das Grammophon Liebeslieder spielt oder James Dean im Fernsehen ist, fühle ich mich seltsam leer und es packt mich ein Verlangen, das tief in meinen Knochen zu sitzen scheint, und dann denke ich, dass ich doch nur bin wie all die anderen. Geschaffen für die Pirsch.

»Hast du etwa Angst?«, fragt sie, als wäre das alles nur ein Abenteuer. »Das musst du nicht. Du magst vielleicht so schwache, wertlose Zähne haben wie dein Vater, aber du hast mein Blut.«

Dämonenblut ist mächtig, aber unberechenbar. Auf der Erde vergossen, kann es in Flammen aufgehen oder sich durch den Boden fressen wie Säure. Manche Dämonen stellen fest, dass sie durch winzige Ritzen entkommen oder in einem Wirbel aus Schatten verschwinden können, wieder andere haben Haut, die kein Messer durchstoßen, oder Knochen, die niemand brechen kann. Sie schlucken Glas, springen von hohen Gebäuden und klettern nackte Wände hinauf.

Im Pandämonium dagegen sind solche Dinge nicht von Bedeutung. Unten in der Grube schreien und schmachten die Verdammten, aber wir spüren nichts. Das Blut ist nur auf der Erde wichtig, weil es uns einen Vorteil über Azrael verschafft.

Auch er ist dort an der Wand zu sehen, zusammen mit den restlichen Erzengeln – rechtschaffen, aber nicht schön. Seine Gesichtszüge werden durch seinen dünnen, hässlichen Mund verunziert und seine Augen liegen so tief, dass sie schwarz wirken. Sein Blick scheint sich in mich hineinzubohren und ich wende mich lieber dem Stich des Erzengels Michael zu. Selbst mit dem Speer in der Hand, den er auf die Brust meines Vaters richtet, wirkt er edelmütig. Azrael hingegen sieht aus, als wollte er uns alle am liebsten einfach niederbrennen.

»Seinetwegen brauchst du dir keine Sorgen zu machen«, sagt meine Mutter ausdruckslos, die meinem Blick gefolgt ist. »Azrael verschwendet seine Zeit nicht mit kleinen Mädchen wie dir, zumindest wenn sie keinen Ärger machen und nicht zu lange auf der Erde bleiben.«

Aber ich betrachte gar nicht ihn, sondern das Bild seiner abscheulichen Bestie, Dark Dreadful. Sie sieht aus wie eine Frau, aber sie ist hager, riesengroß und hat scharfe Klauen. Sie tötet für ihn, denn Dämonen sind bekanntermaßen schwer zu zerstören. In den alten Geschichten heißt es, zuerst reißt sie dich auf und trinkt dein Blut, um dir deine Kraft zu rauben, dann schält sie dir die Haut ab und knüpft deine Knochen zu einer Girlande.

»Er lässt dich in Frieden, solange du nicht dort oben bleibst«, wiederholt Lilith, als hätte ich Angst vor einem in die Wand gemeißelten Ungeheuer und nicht etwa davor, so wie meine Schwestern zu werden. »Azrael tut zwar alles, was er kann, um uns von der Erde fernzuhalten, aber selbst er kann sich nicht um jeden Besucher einzeln kümmern.«

Auf dem Bild wirkt er stolz und grausam. Hinter ihm erhebt sich Dark Dreadful über einem Haufen Leichen. Ihr Kleid ist zerrissen

und mit Ketten aus Knochen und Zähnen und geflochtenen Haarsträhnen verziert.

Ich habe dieses Bild schon so oft gesehen, aber jetzt beunruhigt es mich und ich sitze da und sehe es an, sehe hoch zu Dark Dreadful und in das rachsüchtige Gesicht Azraels. Es ist, als näherte sich irgendetwas, was ich nur noch nicht sehen kann.



Schließlich entlässt mich meine Mutter und ich gehe zurück in mein Zimmer.

Die Arbeiter in der Grube haben die Türen des Ofens geschlossen, um einen neuen Satz Metallplatten auskühlen zu lassen, und der Himmel hat ein tiefes, rauchiges Grau angenommen.

Jetzt, wo die Stadt im Dunklen liegt, kann ich meine Bilder und meine Bücher, meine Talismane und winzigen Glasfigürchen hervorholen – all die Dinge, die von der Erde stammen –, ohne dass sie schmelzen oder verbrennen, wie sie es tun würden, wenn der Ofen auf Hochtouren liefe. Meine Lieblingssachen sind alle zart und bunt – Luftschnaken und kleine Püppchen mit Satinkleidern und Plastikflügeln. Dämmerlicht erfüllt mein Zimmer und überall liegen die kleinen Gegenstände verstreut.

Ich sitze auf dem Sofa, die Füße hochgezogen, und spiele mit einer Schneekugel, die Obie mir aus Prag mitgebracht hat. Darin steht eine Tänzerin unter einem kahlen Baum. Wenn ich die Kugel schüttele, wirbeln weiße Flocken um sie herum. Das einzige Licht in meinem Zimmer ist das Flackern des Fernsehers, das ringsum alles flimmern lässt.

Ich weiß nicht, was ich wegen meiner Mutter unternehmen soll. Auch wenn ich mir ganz sicher bin, dass sie unrecht hat – der Auto-

rität in ihrer Stimme kann man sich nur schwer widersetzen. Dabei will ich doch glauben, dass ich mehr kann, als nur auf der Erde herumzulungern wie meine Schwestern. Und ich will, dass auch sie das glaubt.

Ich sehe die Silhouette in meiner Schneekugel auftauchen, bevor ich Obies Schritte höre. Als ich mich umdrehe, steht mein Bruder im Türrahmen.

Er ist gekleidet wie ein Krankenpfleger und trägt eine Hose mit Gummizug und ein kurzärmeliges Hemd ohne Knöpfe. Beide Kleidungsstücke sind hellgrün und sehen zusammen aus wie ein Schlafanzug.

»Hey«, begrüßt er mich. »Hast du eine Minute Zeit?«

Ich nicke und umfasse die Schneekugel mit beiden Händen.

Seltsame Frage – eine Erdenfrage, denn dort hat eine Minute tatsächlich Bedeutung. Hier gibt es keine Minuten. Zeit ist etwas Endloses, Unermessliches.

»Ich hab dir einen Busfahrplan mitgebracht«, sagt er und wirft ein Heftchen aus gefaltetem Papier neben mir aufs Sofa. »Der ist zwar nur für eine Kleinstadt, aber ich dachte, dir gefallen vielleicht die Farben.«

Vor dem Hintergrund meines Zimmers mit all den Windspielen und Aufziehspielzeugen wirkt er grün wie ein Osterei, so als gehörte er dazu. Unter seinem Krankenhausaufzug aber ist er genauso farblos wie ich, nichts als schwarzes Haar und weiße Haut.

»Danke«, sage ich und fahre mit dem Daumen über den Schnitt der Seiten, sodass sie erst in die eine, dann in die andere Richtung sirren. Jede Buslinie ist in einer anderen Farbe gehalten.

Wie die meisten männlichen Dämonen arbeitet Obie in vielen Städten auf der ganzen Welt, mit dem einen Unterschied, dass sein

Metier nicht das Leid ist. Als deutlich wurde, dass er sich nicht zum Eintreiber eignet, hatte mein Vater Erbarmen mit ihm und jetzt ist Obie der einzige Angestellte im Dezernat für gute Taten. Das ist ein besserer Job als das Eintreiben, obwohl die meisten Männer da widersprechen würden. Wenn man ihnen die Wahl ließe, würden sie fast alle lieber liquidieren als retten.

Da ist ein dunkler Fleck auf Obies Hemd, oben am Ärmel. Er ist klein und asymmetrisch und ich will fragen, woher er stammt, ob jemand geblutet hat. Was eine ziemlich dumme Frage wäre. In Obies Job blutet immer irgendjemand.

Die Leute, denen er helfen soll, sind die halb menschlichen Kinder gefallener Engel. Hier bei uns werden sie »die Verlorenen« genannt und die allermeisten haben diesen Titel auch verdient. Ich kann mich an keinen Einsatz von Obie erinnern, bei dem nicht entweder ein Krankenhaus oder ein Gefängnis oder eine psychiatrische Einrichtung eine Rolle gespielt hätte. Sie sind ein ziemlich selbstzerstörerischer Schlag.

Er stakst über den mit Krimskrums bedeckten Boden zu mir herüber, vorbei an einer Bodenlampe aus Messing und einem Stapel Bilderbücher. Dann lässt er sich auf den Fußhocker mir gegenüber fallen und sieht mich an, die Hände zwischen die Knie geklemmt.

Ich mustere ihn durch die Schneekugel hindurch. Das gekrümmte Glas verzerrt seine Gesichtszüge, aber ich kann immer noch Einzelheiten erkennen. Seinen Mund, der wie meiner aussieht. Sein Kinn, seine Wangenknochen und seine Haare, die wie meine aussehen. Seine Augen, die es nicht tun.

»Ich gehe weg«, sagt er plötzlich. Er stößt es hervor, als erwarte er, dass ich dagegen protestiere, aber eigentlich ist es keine Reaktion wert. Er geht doch ständig weg, kaum dass er wieder da ist.

»Wenn du in der Nähe von Malta bist, kannst du mir dann ein Stückchen gozitanische Spitze mitbringen?«

Obie zupft an einer der geflochtenen Troddeln des Fußhockers. Dann schüttelt er den Kopf. »Ich gehe *weg*«, wiederholt er. »Daphne, ich komme nicht zurück.«

Einen Moment lang sitze ich nur da, die Schneekugel in der schlaffen Hand. »Was soll das heißen?«

Er sieht zur Seite und senkt den Kopf. »Ich kann nicht mehr hierbleiben. Ich bin einfach ... ich ertrage es nicht mehr, hier zu leben. So zu tun, als würde ich dazugehören.«

Für einen Augenblick glaube ich zu ahnen, warum er so überzeugt davon ist, dass er nicht hierhergehört. Sein Vater war ein echter Mensch, aus echtem Fleisch und echtem Blut, mit einer Seele und einem Herzen. Mit Tugenden. Meiner war einst ein Stern, bevor er zum Teufel wurde.

Dann sieht Obie auf und ich frage mich, wie ich an seinem Platz im Pandämonium habe zweifeln können. Seine Augen sind blassgrau. Er sieht unserer Mutter so unglaublich ähnlich.

»Du musst nicht so tun«, sage ich. »Das hier ist unser Zuhause.«

Er nickt, aber sein Blick ist verschleiert, als denke er an etwas anderes. »Manchmal ändern sich die Dinge.«

Aber das grundlegende Gesetz des Pandämoniums ist Stillstand. Hier ändert sich nichts. »Wie?«, frage ich. »Wie kann das sein?«

»Ich bin verliebt«, erklärt er, so ruhig und schlicht, dass die Bedeutung erst gar nicht zu mir durchdringt.

Liebe ist trügerisch. Sie ist rätselhaft und oft unmöglich. Allein Lilith zuzusehen, hätte uns lehren sollen, dass wir sie niemals finden werden.

»Hast du schon mit Mutter darüber geredet?«

Er schüttelt den Kopf und starrt auf den Teppich. »Ich habe nicht vor, ihr von Elisabeth zu erzählen.«

Ich sitze auf dem Sofa und blicke Obie an, den einzigen Bruder, den ich habe – das Wunder, das meiner Mutter widerfahren ist, und der einzige Grund, aus dem sie damals überhaupt in den Garten zurückgekehrt ist. Und er will gehen.

Meine Stimme ist nicht mehr als ein Flüstern. »Sie wird furchtbar wütend auf dich sein.«

»Hör zu«, sagt er und klingt zum ersten Mal wirklich traurig. »Glaubst du denn, ich will ihr absichtlich wehtun? Ich will sie nicht auf diese Art verlassen, aber ich habe keine Wahl. Sie würde es nicht verstehen.«

»Sie findet es sowieso raus.« Allein die Vorstellung, Lilith irgendetwas zu verheimlichen, ist lächerlich. So ist es nun mal, wenn man eine Mutter hat, die durch Spiegel blicken kann. Sie findet alles heraus.

»Ich weiß. Aber so kann ich wenigstens verschwinden, ohne dass es Streit gibt – ohne dass sie versucht, mich aufzuhalten. Aber das verstehst du nicht. Du bist so gut, Daphne. Ich kann einfach nicht so sein, wie sie mich haben will.«

Viele Dämonen sind auf der Erde, ja, das weiß ich, aber nicht, um dort zu leben. Nicht, um zu bleiben. Denn so gern sie dort auch arbeiten und sich amüsieren und schmausen, entscheidet sich doch niemand dafür, den Glanz und die Pracht des Pandämoniums gegen die Gefahren eines Ortes einzutauschen, an dem ein Racheengel uns für unsere bloße Existenz töten will.

»Wie ist es da?«, frage ich, obwohl ich weiß, dass er mir nicht die Wahrheit sagen wird. Wie ist es da, obwohl ich doch nur eins wissen will: Warum verlässt du mich?

Er wendet sich ab, sodass ich sein Gesicht nicht sehen kann. »Schön. Da oben fühle ich mich nicht ständig so, als ob irgendwas mit mir nicht stimmt. Es ist leichter, unauffällig zu bleiben.«

Aber hier unten fällt er doch auch nicht auf. Er sieht doch genauso aus wie alle anderen.

»Du musst dich hier doch gar nicht verstellen«, sage ich wieder. »Es ist ja nicht so, als wärst du zufällig hier. Du gehörst hierher, zu uns.«

Obies Kopf ist noch immer gesenkt. Nachdenklich starrt er auf die Schneekugel in meinen Händen. »Ich glaube nicht, dass irgendjemand hierhergehört.«

Er sagt das, als wüsste er es ganz sicher, als wüsste er so viel mehr als ich. Ich habe die Stadt noch nie verlassen. Wie könnte ich ihm da widersprechen? Der Teppich leuchtet so silbern im schummrigen Licht, dass er aussieht wie ein See aus Metall.

Er beugt sich vor, greift nach der Schneekugel und ich lasse zu, dass er sie mir aus der Hand nimmt. Als er sie schüttelt, sinkt pudriger künstlicher Schnee herab. Die Tänzerin steht reglos unter ihrem Baum. »Daphne«, sagt er. »Ich muss es einfach tun.«

»Hast du eigentlich daran gedacht, wie gefährlich das ist? Was ist mit Azrael?«

Obie lächelt, sanft und beinahe verträumt. »Manchmal spielt Gefahr einfach keine Rolle. Ich verlasse einen Ort, den ich nicht mehr ertrage, für ein Leben, das ich mir mehr wünsche als alles andere. Ich bin verliebt«, sagt er wieder, als wolle er mich anflehen, ihn zu verstehen.

Aber mein Bruder ist Experte darin zu lieben – er liebt alles, selbst das, was kaputt ist. Ich dagegen bin noch nicht mal sicher, dass ich überhaupt weiß, was Liebe ist.

Seufzend steht er auf und hält mir die Schneekugel hin.

»Du kannst sie behalten«, sage ich, ganz leise und unsicher, sodass es klingt wie eine Frage.

Ich will, dass er irgendwas von hier mitnimmt, doch eigentlich ist die Schneekugel ja noch nicht mal ein richtiges Andenken an mich. Schließlich hat er sie mir selbst geschenkt. Aber vielleicht erinnert sie ihn zumindest daran, dass er einst, als er noch im Pandämonium lebte, eine Schwester hatte, die ihm etwas bedeutete.

Er lässt die Kugel in die Tasche seiner Krankenhaushose fallen.

»Wir sehen uns wieder«, sagt er und zuerst denke ich, er meint, dass es doch nicht für immer ist, dass er zurückkommt. Aber dann wendet er sich ab und geht in Richtung Tür. »Ich muss noch ein paar Sachen erledigen, bevor ich gehe.«

Ich nicke.

Die Spitzen der Hochhäuser vor meinem Fenster sehen aus wie riesige Finger, die sich gen Himmel recken. Mein Bruder geht aus dem Zimmer, auch wenn ich mir mehr als alles andere wünsche, dass ich ihn zum Bleiben bewegen könnte.

Ich umklammere meine Knie und starre vor mich hin. Im Zimmer ist es so dunkel, wie es hier nur werden kann, und plötzlich finde ich meine Sammlung von Papierblumen und gläsernen Windspielen gar nicht mehr so schön. Ich lasse die Stirn auf die Arme sinken und schließe die Augen. Ich mag vielleicht nichts über Liebe wissen oder darüber, wer wohin gehört, aber ich spüre die schreckliche Gewissheit, dass Obie, wenn ich ihn nicht davon abhalten kann zu gehen, sterben wird.



In der gesamten Hölle gibt es nur einen, den meine Mutter noch mehr hasst als meinen Vater.

Vor langer Zeit war Beelzebub Leutnant in der Armee der Gefallenen, und auch jetzt, nach Jahrtausenden, ist er noch immer der engste Freund meines Vaters. Mittlerweile ist er der Leiter des Dezernats für Eintreibungen, das für die Liquidation von Seelen verantwortlich ist. Er weiß mehr über die Erde als jeder sonst im Pandämonium.

Jemand muss Obie von dem abbringen, was er vorhat, und Beelzebub ist der Einzige, der er es schaffen könnte.

Ich schiebe den Fernseher zurück in seinen hitzeisolierten Schrank. Es gab da ein paar Pannen, die mich gelehrt haben, vorsichtig zu sein.

Unten auf der Straße sieht die Stadt nicht mehr ganz so sauber aus. Die Straßen sind mit gefalzten und miteinander verschraubten Metallplatten befestigt, die nur vom Dach aus wie ein ungebrochener silberner Strom wirken, der in alle Richtungen fließt.

Das Museum liegt auf einem zerklüfteten kleinen Schwefelhügel über einem der vielen Plätze der Stadt. Es ist riesig und fensterlos und aus demselben hitzeresistenten Material gebaut wie meine isolierten Schränke und Schubladen.

Am Eingang presse ich die Handfläche auf das Erkennungsfeld, das einem nur in der Dämmerung Zugang zum Museum verschafft, wenn der Ofen kalt ist. Ich murmele »Musca domestica« und warte darauf, dass sich die Tür entriegelt.

Die Hauptgalerie des Gebäudes ist immens, voller Regale, die sich etliche Quadratkilometer weit zu erstrecken scheinen. Einige sind aus Glas oder Holz und von der Erde hierhergeschafft worden, als der Ofen mal nicht lief, die meisten aber sind bei uns, in der Grube, geschmiedet worden. Sie sind vollgestopft mit Relikten vergangener Einsätze, ein Gegenstand für jede einzelne Seele, die jemals eingetrieben wurde. Von hier stammen meine schönsten Spielzeuge, mit Ausnahme der Schnipsel und Souvenirs, die Obie mir manchmal mitbringt.

Ein ganzer Gang ist aufwendig gestalteten Parfümflaschen gewidmet, winzigen Flakons voller Duftwässerchen und aromatischer Öle. Das Museum ist der einzige Ort in der Stadt, an dem wir fühlen können, wie spitz ein Nagel ist, oder riechen, wie zart der Duft von Chanel oder Eau de Fleurs ist. Die Gerüche sind nur schwach, aber Beelzebub erklärt immer, dass Sinneswahrnehmungen auf der Erde tausendmal stärker sind, und besser können unsere Arbeiter die Atmosphäre auf der Erde eben nicht nachahmen.

Sein Büro liegt ganz am anderen Ende, und um dorthin zu gelangen, muss ich Reihen voller ledergebundener Bücher und zierlicher Tischlämpchen mit Keramikfüßen und bemalten Seidenschirmen passieren. Normalerweise würde ich mir Zeit nehmen, die Exponate zu bestaunen, aber heute wähle ich den schnellsten Weg durch die Galerie und bleibe kein einziges Mal stehen.

Als ich das Büro betrete, sitzt Beelzebub über sein Protokollbuch gebeugt am Schreibtisch. Er sieht eine Kiste mit kleinen glänzenden

Spielzeugen durch, ohne die Wolke von Fliegen zu beachten, die über seinem Kopf durch die Luft summt.

»Daphne«, begrüßt er mich mit dem Rücken zu mir. Es kann nur ein billiger Taschenspielertrick sein, aber ich komme einfach nicht darauf, woher er jedes Mal weiß, dass ich es bin. »Ist dir etwa wieder was verbrannt? Wenn es dein Fernseher ist, dann hast du Pech gehabt. Noch einen besorge ich dir nicht.«

Mit Schwung wirbelt er auf seinem Schreibtischstuhl herum und öffnet die Hände. Darin sitzt ein kleiner mechanischer Vogel, der rasch mit den Flügeln schlägt. Als er ihn mit dem Zeigefinger anstößt, erhebt er sich mit surrender Aufziehfeder in die Luft und landet auf einem der oberen Regale.

Ich habe das Gefühl, einer der Gründe dafür, dass meine Mutter ihn so hasst, ist, dass er genauso aussieht, wie ein Engel aussehen sollte. Unter der Fliegenwolke hat sein Haar die Farbe von dunklem Gold und seine Augen sind blass, aber es ist nicht die silbrige Blässe der Dämonen. Hier unten wirken sie beinahe durchsichtig, aber ich glaube, in der Sonne könnten sie richtig blau aussehen.

Die Fliegenwolke ist weniger engelhaft. Als damals das Dezernat für Eintreibungen gegründet wurde, war Beelzebub zunächst der einzige Angestellte und hat die Todesopfer ganzer Armeen im Alleingang abgeholt. Er hat Jahrhunderte damit verbracht, auf Schlachtfeldern herumzustapfen, um die Toten einzusammeln, und die Fliegen sind einfach bei ihm geblieben. Jetzt schweben sie über seinem Kopf wie ein Heiligenschein.

Im Pandämonium hat alles eine gewisse Beständigkeit. Ich habe schon Dämonen gesehen, die blutverschmiert oder mit Stahlnägeln in der Haut durch das Terminal gekommen sind, und danach gehörten dieses Blut und diese Nägel einfach zu ihnen. Selbst Kleinig-

keiten – wie eine Frisur oder die Kleider, die man gerade trägt – können zu einem Teil deines Wesens werden, wenn die Umstände, die sie umgaben, genug Macht hatten. Beelzebubs Fliegen sind eine permanente Erinnerung daran, was er ist und woher er kommt.

Er schiebt seinen Stuhl zurück und geht zu einem Schrank. Ich stehe im Türrahmen und sehe zu. »Ich muss mit dir reden.«

Er lässt die Finger über eine Reihe schwarzer Jacketts gleiten, wählt schließlich eins, das genauso aussieht wie die zwanzig zuvor verschmähten, und wirft es über die Lehne seines Stuhls. »Eigentlich bin ich gerade auf dem Sprung«, antwortet er und deutet entschuldigend auf das Jackett. »Willst du es mir erzählen, während ich mich fertig mache?«

Ich nicke, auch wenn ich noch gar nicht weiß, wie ich ihm erklären soll, was mir Sorgen macht. »Wo willst du denn hin?«

»Belgrad. Kannst du mir mal die Neun-Millimeter geben?«

Im hinteren Teil von Beelzebubs Büro befindet sich sein privates Arsenal. Die meisten der Eintreiber tragen Waffen, aber die bekommen sie standardmäßig aus dem Waffenlager. Beelzebubs Pistolen sind allesamt Spezialanfertigungen.

Ich öffne den Munitionsschrank und nehme die Neun-Millimeter von ihrem Platz zwischen der Mauser und der .45er. In den Lauf sind die Worte »Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet« eingraviert. Beelzebub sitzt am Schreibtisch und füllt ein Magazin mit Patronen. Ich reiche ihm die Pistole und es sieht aus, als gehöre sie genau in seine Hand.

Ich deute auf die Inschrift auf dem Lauf. »Ist das nicht ziemlich scheinheilig?«

Das bringt ihn zum Lächeln. »Nein, das ist ironisch. Ich bin gerichtet und für zu schlecht befunden worden.« Er hebt die Pistole

und schiebt das Magazin ins Patronenlager. »Und jetzt ziehe ich los, um selbst ein bisschen zu richten.«

Ich rücke mir einen schweren Lederstuhl heran und setze mich ihm gegenüber, die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt. »Wenn ein Dämon beschließt, auf der Erde zu bleiben, was passiert dann?«, frage ich bemüht beiläufig.

Er kratzt sich mit dem Pistolenlauf an der Schläfe. »Er würde wahrscheinlich das eine oder andere heilige Denkmal niederbrennen, einige Opfer einfordern, ein paar Nonnen terrorisieren, sich vielleicht ein nettes Häuschen in irgendeinem Vorort suchen und sich, nach einer Weile zumindest, fürchterlich langweilen. Wieso, denkst du etwa über einen Umzug nach?«

Er zieht die Augenbrauen hoch und wartet darauf, dass ich lache. Als ich es nicht tue, blickt er etwas verwirrt.

»Kannst du mir irgendwas über Azrael sagen?«

Er lächelt. »Ach, die alten Horrorgeschichten kennst du doch alle schon, wahrscheinlich sogar besser als ich. Mir persönlich gefällt ja die am besten, in der er sich einen fliegenden Teppich aus den Häuten von sieben überaus bedauernswerten Rauchdämonen bastelt und dann wie eine Riesenfledermaus in die Nacht hinauschwirrt.«

»Diese Märchen meine ich nicht«, entgegne ich. »Ich will die Wahrheit hören.«

Beelzebub mustert mich forschend. Dann überprüft er noch einmal die Neun-Millimeter und steckt sie in sein Schulterhalfter. »Ich habe ihn gekannt, weißt du – damals, als wir beide noch kleine Jungs waren. War immer ziemlich schwierig, mit ihm auszukommen, aber ehrlich ist er. Er liebt Anordnungen und Regeln, ist immer sehr drauf bedacht, sein Wort zu halten. Woher das plötzliche Interesse?«

Einen kurzen Augenblick lang gerate ich in Panik, weiß nicht, wie ich weitermachen soll. Ich werde Obies Entscheidung nicht so erklären können wie er selbst. Es wird viel schlimmer klingen, wenn ich es erzähle. Aber vielleicht will ich ja auch, dass es schlimmer klingt. Ich will, dass es sich so anhört, als müsste man ihn aufhalten. Beelzebub lässt seine Munitionskiste Munitionskiste sein und beobachtet mich erwartungsvoll. Wenn jemand weiß, was zu tun ist, dann er.

»Ich mache mir Sorgen um meinen Bruder«, fange ich an. »Er hat etwas wirklich Leichtsinniges vor ... Du musst mit ihm reden.«

Mit großem Bedacht nimmt Beelzebub ein Aufziehhündchen von dem Stapel Spielsachen und dreht den Schlüssel zwischen den Fingern. »Ist das die Art Leichtsinn, wie sie einfach hin und wieder vorkommt, oder die Art Leichtsinn, von der ich mehr hören sollte?«

»Er will das Pandämonium verlassen und auf der Erde leben. Er sagt, er ist verliebt.«

Eigentlich hätte ich erwartet, dass diese Eröffnung ihn zumindest ein wenig schockieren würde, aber Beelzebub lehnt sich nur in seinem Stuhl zurück und spielt mit dem Hündchen. »Tja, ich kann nicht behaupten, dass ich das nicht selbst schon ein paarmal durchgemacht hätte. Ist nicht gerade das Allerklügste – sich zu verlieben –, aber wenn es passiert, kann man kaum etwas tun, um es aufzuhalten. Manchmal muss man es einfach durchziehen.«

Sein Lächeln wirkt wehmütig und verträumt, aber ich kann es kaum glauben. Der Gedanke, Beelzebub könnte aus Liebe zu einer Menschenfrau irgendwelche Regeln brechen, ist einfach lächerlich. Er ist viel zu nüchtern, viel zu vernünftig.

»Das ist aber noch nicht das Leichtsinnigste daran«, sage ich in

dem Versuch, ihm deutlich zu machen, wie ernst die Situation ist. »Ich glaube, er will als Mensch leben. Er verlässt uns, so bald wie möglich, und er will es noch nicht mal Lilith sagen. Du musst es ihm ausreden.«

Beelzebub antwortet nicht gleich. Er setzt den Hund ab und lässt ihn über die Schreibtischplatte zockeln. Das leise Sirren seines Federwerks schafft es nicht ganz, das Summen der Fliegen zu über-tönen. »Und du glaubst, er ist fest entschlossen?«

»Jedenfalls hat er mir gesagt, dass er nicht zurückkommt. Klang so, als meinte er es wirklich ernst.«

Beelzebub senkt den Kopf und betrachtet seine gefalteten Hände. Dann sieht er wieder auf. »Ich könnte mit ihm reden, aber ich glaube nicht, dass das irgendwas ändern würde.«

»Wieso denn nicht? Immerhin ist dir die ganze Abteilung unterstellt – alles, was auf der Erde passiert, muss von dir genehmigt werden. Da muss er dir ja wohl zuhören.«

Das bringt ihn zum Lachen und er schüttelt den Kopf. »Du scheinst mich für einen viel größeren Diktator zu halten, als ich bin.« Dann wird sein Gesicht wieder ernst. »Wenn es um irgendwelche neuen Waffenregelungen ginge oder darum, wer welchen Auftrag bekommt, wäre es was anderes, aber man kann nicht einfach losziehen und jemanden davon abbringen, verliebt zu sein.«

Ich sitze schweigend da und sehe zu, wie das Spielzeughündchen zwischen uns über den Schreibtisch wackelt.

»Du musst ihn gehen lassen«, erklärt Beelzebub und er sagt es fast zärtlich. »Du musst einsehen, dass es sein Leben ist und dass er derjenige ist, der es leben muss. Leute treffen Entscheidungen und vielleicht bist du nicht immer ihrer Meinung, aber es ist nun mal ihre Sache.«

»Er gehört aber nicht dorthin. Er sieht doch sogar genauso aus wie wir anderen.«

Beelzebub blickt mich an, die Ellbogen auf sein Protokollbuch gestützt. »Er handelt wie ein Mensch, Daphne. Er kann sich nach der Erde sehnen und verliebt sein und diesen Job machen, weil er fühlt wie ein Mensch, und das musst du verstehen. Man kann niemanden von seinen Gefühlen abbringen.«

Beelzebub hat ein Talent dafür, die Dinge so zu sehen, wie sie sind, ohne die Komplikationen, die Vorurteile oder Zuneigung mit sich bringen. Ich habe mein ganzes Leben lang darauf vertraut, dass er immer die richtige Antwort weiß. Aber diesmal habe ich riesige Angst, dass er falschliegt.



Als ich aus dem Museum komme, ist der Platz davor wie leer gefegt. In seiner Mitte befindet sich ein Fliesenbild von einer riesigen Schlange, die sich zu einer Spirale eingerollt hat. In der Grube haben sie gerade den Ofen zugemacht. Der Himmel leuchtet noch immer orangerot, doch er kühlt schnell ab und das Hämmern verklingt. Alles ist still.

Dann ruft Obie meinen Namen und ich mache kehrt, folge seiner Stimme zu der Straße, die oberhalb des Platzes entlangführt. Er hat einen Metallkoffer in der Hand, der viel zu klein wirkt, um alles zu sein, was jemand mitnimmt, der für immer von zu Hause weggeht. Er trägt noch immer die grünen Krankenhauskleider.

Jetzt tritt er ans obere Ende der kleinen Treppe, die zum Platz hinunterführt. »Hey, ich muss los.«

»Jetzt schon?«, frage ich. Ich bin noch nicht bereit, mich dem zu stellen, was eigentlich gar nicht passieren dürfte. Ich habe mich darauf verlassen, dass Beelzebub ihn aufhalten würde, und jetzt, da er es nicht tut, weiß ich nicht, was ich machen soll.

»Na komm, bring mich noch bis zum Terminal.« Obie schüttelt auffordernd den Koffer und lächelt. »Ich hab doch immer noch deine Schneekugel.« Als er mir die Hand hinstreckt, steige ich die Stufen zu ihm hoch.

Wir gehen die Hauptstraße entlang, durch die Stadt in Richtung Terminal. Ich habe ihm so viel zu sagen, aber ich bleibe stumm und er ebenso. Ich versuche, mir diesen Moment genau einzuprägen – wie tief der Rauch über der Grube hängt und in sanften Schwaden hoch zum Himmel zieht. Immer wieder werfe ich verstohlene Blicke auf sein Profil, denn ich weiß, dies könnte das letzte Mal sein, dass ich ihn sehe.

An der Grube angekommen, laufen wir ein Stück am Rand entlang, bis wir die Brücke erreichen. Die Brücke ist so breit wie ein Fluss. Schwarz vor Ruß spannt sie sich über die Schmiedefeuer. Darunter schufteten die Arbeiter im roten Glühen der Gießerei, wo die Hitze die Luft wabern lässt wie Wasser.

Als wir über die Brücke gehen, beuge ich mich über das Geländer und sehe hinunter. Da unten ist der Hort, am äußeren Rand der Grube. All die Seelen, zusammengepfercht, mit ihren schlaffen Gesichtern und toten Augen. Wenn sie in der Stadt ankommen, schreien sie und schlagen wild um sich, aber das hält nie lange an. Nachdem die Schmerzdämonen mit ihnen fertig sind, blicken sie nur noch ausdruckslos und stumm vor sich hin. Von so weit oben kann ich nur ihre Scheitel sehen, die grau sind vor Ruß. Sie scheinen sich endlos aneinanderzureihen.

Wir lassen die Brücke hinter uns und folgen weiter der Straße, die zum Terminal führt. Vor uns liegt der Eingang, belebter als sonst, die Leute stehen Schulter an Schulter. Leises, aufgeregtes Gemurmel erfüllt die Luft.

Obie kämpft sich durch das Gedränge zur Tür hindurch und ich bleibe dicht hinter ihm, voller Neugier, was hier los ist.

Das Terminal ist ein langes, hohes Gebäude mit großen offenen Oberlichtern und einer Reihe Drehkreuzen an jeder Wand. Am

hinteren Ende hat sich eine Menge um irgendetwas auf dem Boden versammelt und Obie schlängelt sich bis dahin durch. Dann bleibt er stehen. Genau wie ich.

Ein Junge sitzt in der Mitte einer Bodenmosaik. Er ist barfuß und triefnass, das Haar klebt ihm platt am Kopf. Vor ihm hat sich mein Cousin Moloch aufgebaut, die Arme verschränkt, als seien dieser Junge und die stetig wachsende Pfütze um ihn herum sein persönliches Eigentum.

Obie starrt auf den Jungen hinunter und wendet sich dann Moloch zu. »Kannst du mir mal sagen, was das soll? Das ist einer von meinen.«

Moloch senkt das Kinn und lächelt, präsentiert uns einen Mund voll grauer, eng zusammenstehender Zähne. Als er mit der Zunge darüberfährt, blitzen sie auf wie das niedrigste, gewöhnlichste aller Metalle. »Tja, dann sieht's ganz so aus, als wäre dir einer durch die Lappen gegangen, was? Wir stellen keine Fragen, Vetter. Wir sammeln nur die Leichen ein.«

Moloch ist jünger als die meisten der Knochenmänner und groß, mit harten, schmalen Augen und flachen Wangenknochen. Er trägt sein Haar an den Seiten kurz rasiert, aber in der Mitte steht es ab wie ein stacheliger Hahnenkamm. Der Streifen, der noch übrig ist, ist in einem tiefen, aggressiven Rot gefärbt.

Ich schiebe mich vorsichtig näher und versuche, einen genaueren Blick zu erhaschen. Eigentlich hatte ich einen von Obies typischen Schützlingen erwartet – opalweiße Haut und stahlgraue Augen –, aber der Junge dort auf dem Boden sieht viel zu menschlich aus, um ein Halbdämon zu sein, und ich bin fasziniert von seinem weizenblonden Haar und seinen sommersprossigen Armen. Der illegitime Sohn eines Engels also. Ich kann mich gar nicht vom Anblick seines

Hemds losreißen, das ihm an den Schultern klebt. Der Stoff ist hellrosa vor verwässertem Blut, aber ich kann nicht erkennen, woher es rührt.

Obie packt Moloch am Arm und fordert mit zorniger Stimme: »Du erzählst mir jetzt genau, was passiert ist. Hast du ihn dir zuerst ein bisschen vorgenommen? Deinen Spaß mit ihm gehabt?« Er spricht das Wort Spaß aus, als wäre es etwas Unanständiges. Spaß, wie Syphilis.

Auf der anderen Seite der Promenade steht eine Gruppe von Lilim, die lachen, die Köpfe in den Nacken gelegt wie Schakale. Sie kichern und kieksen, werfen ihr Haar zurück und riskieren verstohlene Blicke in unsere Richtung. Ihre Zähne sind scharf und metallisch und sie sehen sich alle schrecklich ähnlich.

»Ich könnte ihm zeigen, was Spaß macht«, höre ich eine von ihnen flüstern, bevor sie alle wieder in Gelächter ausbrechen.

Moloch zieht die Augenbrauen hoch und windet seinen Arm aus Obies Griff. »Vielleicht hast du ja nicht richtig hingeguckt, aber diese wandelnde Katastrophe da braucht niemanden, der ihm Schaden zufügt. Das hat er schon ganz gut allein hingekriegt.«

Moloch ist schmaler gebaut als Obie, aber dafür größer, und seine Zunge drückt eine rebellische Beule in seine Wange. Die Spitzen seiner Stiefel berühren beinahe die von Obies Sneakers und er grinst. Es ist ein breites, gieriges Grinsen, das mich an ein Krokodil oder einen Hai erinnert. Es strahlt das komplette Gegenteil von Wärme aus.

Das Mosaik zu ihren Füßen stellt die Versuchung im Garten Eden dar und die Äpfel leuchten in einem pulsierenden, wie geschmolzen wirkenden Rot. Mittendrin sitzt der Junge, blutverschmiert und klatschnass, und bedeckt seinen Kopf mit den Händen.

Ein Flattern erhebt sich in meiner Brust und breitet sich in Wellen in meinem Körper aus, fährt kribbelnd meine Arme hinunter und endet summend in meinen Fingerspitzen. Ich will seine Haare berühren, sein tropfnasses Gesicht, will spüren, was ihn so besonders macht. Er ist vollkommen anders als Obies Halbdämonen. Sie kommen fröhlich in unsere Stadt, glücklich darüber, endlich zu Hause zu sein. Dieser Junge hingegen vergräbt das Gesicht an seiner Schulter, als wäre ihm klar, dass das Pandämonium der übelste Ort ist, an dem er landen konnte.

Um uns versammeln sich bereits die Schmerzdämonen – die Schlachter und die Fresser. Ich frage mich, ob sie den göttlichen Funken in dem Jungen schon gewittert haben, bevor sie ihn auch nur sehen konnten – ein Geruch oder ein Geräusch, etwas, was ihnen verraten hat, dass er hier ist.

Er kauert vor mir und scheint immer kleiner zu werden, so sehr rollt er sich zusammen. Wasser trieft von seinen Ellbogen und sammelt sich in Pfützen um seine nackten Füße. Mir ist, als könnte er mich zu jemand Besserem machen, wenn ich ihn berühren würde, und vielleicht will Moloch ihn ja gerade deswegen nicht aufgeben. Vielleicht schleichen meine Schwestern deswegen immer dichter um uns herum und lecken sich die Lippen. Sie spüren, wie viel Gutes er ausstrahlt, und werden davon angezogen. Sie wollen es für sich haben.

Ich knie mich neben ihn und studiere die Form seiner Hände. Sie sind knochig und das verwässerte Blut hat sie rosa gefärbt. Es überzieht seine Haut wie ein sanft getönter Lichtstrahl, der durch ein buntes Kirchenfenster fällt.

Vorsichtig strecke ich die Hand aus und fahre die Kontur seines Wangenknochens nach. Als ich ihn berühre, hebt er den Kopf. Ein

paar Sommersprossen zeichnen zarte Tupfen auf seine Haut und seine Augen sind von einem so klaren, arktischen Blau, leuchtend und eisig, dass ich zurückzucke und die Hand sinken lasse.

»Wo bin ich?«, flüstert er benommen.

Aus dem Herzen der Stadt ertönt ein tiefes, durchdringendes Krachen, als die Tür des Ofens aufspringt. Der Lärm lässt ihn zusammenfahren. Seine Augen sind so groß, so überwältigend blau. Plötzlich tastet er nach meiner Hand, findet sie, klammert sich fest. Seine Berührung erschreckt mich, sie ist zu unerwartet und zu wirklich, um darüber nachzudenken, und so halte ich einfach seine Hand, statt zurückzuweichen.

»Wo bin ich?«, fragt er wieder, mit heiserer, diesmal jedoch lauterer Stimme, sodass sie durch das Terminal hallt.

Ich schüttele den Kopf und mit einem Mal beginnt die Luft um uns zu flimmern. Der Ofen braucht nur ein paar sengende Augenblicke, um auf Hochtouren zu kommen. Dann fängt das Hämmern an, und alles, was nicht hier gebaut oder im Schutz von jemandes Körper hergebracht wurde, löst sich in Rauch auf.

Die Pfütze um uns schrumpft rasend schnell zusammen und verpufft dann in einer Wolke von Dampf, nur um durch das Wasser, das unablässig seine Arme hinunterströmt, wieder erneuert zu werden. Wenn er hierbleibt, wird sein blutiges Hemd für immer davon durchtränkt sein, es wird dasselbe geschehen wie mit Beelzebubs Fliegen. Wie eine Geschichte, die nie über den ersten Satz hinauskommt. Es wird ihn bis in alle Ewigkeit definieren.

Meine Schwester Myra löst sich aus der Gruppe der Lilim. Langsam kommt sie über die Promenade auf uns zu, mit hungrig leuchtenden Augen und ausgestreckten Händen. Ihre Finger sehen aus wie Klauen.

»Das ist unfair«, schmolzt sie mit lasziv geschürzten Lippen.
»Wenn Daphne mit ihm spielen darf, dann will ich auch.«

»Zurück.« Obies Stimme ist scharf wie ein Peitschenknall und Myra bleibt stehen und stolpert rückwärts, die Hände über dem Mund wie ein gescholtenes Kind. Die anderen quietschen, ducken sich zur Seite und lachen, doch der Schaden ist bereits angerichtet.

Die Schmerzdämonen fangen an, sich zu regen, und kommen näher. Eine der Fresserinnen schleicht sich mit wildem, hämischem Blick an mich heran. Ihr Haar ist verfilzt, verklebt mit irgendjemandes Blut, und als sie die Arme nach dem Jungen auf dem Boden ausstreckt, drückt er meine Hand so fest, dass ich glaube, er lässt nie wieder los.

»Ihr Verlorenen seid die allerbesten Spielzeuge«, flüstert sie und streichelt sein Gesicht. »Gerade genug von einem Engel im Blut, dass ihr schön munter bleibt.«

Ihre Zähne sind lang und gezackt. Sie wirkt ausgehungert, als hätte sie in ihrem ganzen Leben nichts sehnlicher gewollt, und in ihrem gierigen Blick erkenne ich eine Ewigkeit von Leid.

Egal, wie lebendig die gewöhnlichen Verdammten noch sind, wenn sie herkommen, früher oder später verfallen sie alle in Düsternis. Meistens früher als später. So ein Engelsjunge dagegen ist etwas ganz anderes. Tatsache ist, er ist ein Halb-Ewiger, und wenn diese Fresserin oder eine der anderen lüstern grinsenden Kreaturen hier an der Promenade anfängt, ihn zu bearbeiten, dann wird er nicht einfach zusammenbrechen oder ausbrennen oder verstummen. Wenn ihnen danach ist, können sie ihn ewig schreien lassen.

Plötzlich bin ich mir sicher, dass sie sich jeden Moment auf ihn stürzen werden, gleich hier im Terminal, auf dem Mosaik des Sündenfalls. Sie werden ihn brutal attackieren und verstümmeln und

sie werden nicht mehr von ihm ablassen. Die Fresserin verzieht den Mund zu einem breiten, eitrigen Grinsen und ich drücke seine Hand fester und warte auf den Schrei.

Dann, ohne Vorwarnung, teilt sich die Menge. Geraschel, Schritte rückwärts, und plötzlich ändert sich die Atmosphäre vollkommen.

»Was ist hier los?«, sagt eine Stimme auf der Promenade und ich sehe hoch, beinahe zitternd vor Erleichterung.

Beelzebub ist hier; entschlossenen Schrittes kommt er durch das Terminal auf uns zu, in seinen auf Hochglanz polierten Budapestern und dem teuren Anzug, den Kopf von Fliegen umschwirrt. Sein Gesichtsausdruck ist gelassen, trotzdem senken Obie und Moloch sofort den Blick und nehmen Haltung an, während die Fresserin sich zurück zu ihrer Gruppe von Freunden stiehlt, von wo aus sie dem Jungen auf dem Boden noch immer hungrige Blicke zuwirft.

»So«, sagt Beelzebub und klopft Obie auf die Schulter. »Wäre vielleicht jemand so nett, mir zu erklären, was das alles soll? Steigt hier eine Party oder so was?«

»Der Junge da auf dem Boden«, sagt Obie mit einer hilflosen Geste. Er klingt heiser. »Das ist einer von meinen Verlorenen, und das wissen diese Kannibalen auch ganz genau – sie wissen, dass er einer von uns sein könnte. Er dürfte gar nicht hier sein.«

Beelzebub mustert uns beide, die wir vor ihm kauern. Ich starre ihn an, versuche mit Blicken zu kommunizieren, aber seine Miene ist undurchdringlich.

Bitte, flehe ich ihn wortlos an. Bitte, das ist zu grausam. Lass nicht zu, dass so was passiert.

Sein bohrender Blick gleitet über mein nach oben gewandtes Gesicht, dann über den gesenkten Kopf des Jungen. Einen eigenartigen Moment lang glaube ich, dass er die Hand ausstrecken und uns aus-

einanderreißen wird, doch er stellt nur seinen Waffenkoffer auf dem Porträt des Leviathan ab und rückt seine Krawatte gerade.

»Bring ihn zurück«, befiehlt er. Er redet mit Obie, doch er sieht noch immer mich an. »Bring ihn nach Hause.«

Sein Tonfall ist fest und endgültig und zum ersten Mal versiegen alle Gespräche im Terminal. Nur das leise, endlose Hämmern in der Ferne ist noch zu hören.

Beelzebub dreht sich zu der Menge um und sie alle starren zurück, doch niemand sagt etwas.

»Seid ihr immer noch da?«, fragt er mit einem spitzen, verächtlichen Lächeln. »Hier gibt es nichts mehr für euch. Haut ab, sucht euch was anderes zu tun.«

Die Fresser an der Promenade ziehen finstere Gesichter, aber niemand widerspricht. Keiner von ihnen würde es wagen, die Wünsche Beelzebubs infrage zu stellen, selbst jetzt nicht, nachdem er etwas noch nie Dagewesenes angeordnet hat.

Obie wirft ihm einen dankbaren Blick zu, aber mich lässt das Gefühl nicht los, dass Beelzebub es für mich und nicht für meinen Bruder getan hat. Dass, wenn es Obie wäre, der hier mit einem blutenden Jungen auf dem Boden säße und sich weigerte, ihn an die Fresser auszuliefern, Beelzebub nur den Kopf schütteln und bedauernd lächeln oder ihm vielleicht einen Vortrag über die Gesetze halten würde, um ihn daran zu erinnern, dass ein Schützling, sobald er in die Stadt kommt, auch hierhergehört – keine Ausnahmen. Auf keinen Fall würde er den Jungen nach Hause schicken.

Moloch wendet sich ab. »Mach doch, was du willst – ich bin hier ja bloß der Botenjunge. Aber denk ja nicht, du hättest ihn gerettet oder so. Glaub mir, in sechs Monaten ist der wieder hier. Höchstens in einem Jahr.«

»Entschuldigung«, flüstert der Junge fast zu leise, als dass man ihn hören könnte. »Tut mir leid.«

Seine Stimme klingt gepresst und ich weiß nicht, wofür er sich eigentlich entschuldigt. Seine Hand ist glitschig, aber sie liegt sicher in meiner und ich packe sie noch fester, lasse ihn nicht los.

Obie bedeutet dem Jungen aufzustehen, aber der rührt sich nicht. Er kauert weiter neben mir, bis ich mich vom Boden hochkämpfe und ihm auf die Beine helfe. Obie fasst ihn beim Ellbogen und will ihn zu den Drehkreuzen führen, aber der Junge bleibt stehen. Seine Finger sind mit meinen verschränkt, sein Griff unnachgiebig.

Obie zieht stärker. »Daphne, lass ihn los.«

»Ich halte ihn nicht fest.«

Obie versucht wieder, ihn mit zu den Drehkreuzen zu ziehen, aber der Junge klammert sich nur noch fester an mich.

»Hör auf«, sage ich zu ihm und versuche, mich loszumachen. »Du kannst hier nicht bleiben.«

Ich muss seine Finger einen nach dem anderen von meiner Hand klauben, bevor er seinen Griff lockert. Selbst als wir uns voneinander lösen, senkt der Junge nicht den Blick. Seine Augen sind so hell wie Eissplitter, sie bohren sich in meine und mir ist, als könnte er meine innigsten Wünsche und Geheimnisse lesen, tief in mein Innerstes hineinblicken. Er muss aufhören, mich so anzusehen.

»Nette Aussteuer«, witzelt Beelzebub und begutachtet mit erhobenen Augenbrauen Obies Koffer, der auf dem Boden liegt. »Für jemanden, der für immer geht, reist du mit ziemlich leichtem Gepäck.«

Obie antwortet nicht. Er packt mich beim Arm, zieht mich von der Menge weg und sieht mich an. Seine Augen sind weit aufgerissen, sein Blick verletzt. Verraten.

»Das hier ist das Wichtigste, was ich in meinem Leben jemals tun werde«, sagt er leise. »Verstehst du das? Ich brauche das. Was hast du dir dabei gedacht, loszuziehen und es überall rumzuposaunen?«

Stumm sehe ich zu ihm auf, während er in meinem Gesicht nach der Antwort sucht. Ich sage ihm nicht, dass ich nicht überall war, sondern nur bei Beelzebub.

»Ich musste es jemandem sagen«, flüstere ich. »Ich habe Angst, dass du stirbst.«

Obies Hand liegt auf meinem Arm und er sieht mich flehend an. »Tu das nicht ... Mach es nicht noch schwerer. Ich weiß, was alles passieren kann. Denkst du denn nicht, dass ich bleiben würde, wenn ich könnte?«

Ich lese in seinen Augen, dass er die Wahrheit sagt. Er kann hier einfach nicht glücklich sein. Er muss hier weg, und weil er das muss, kann ihn nichts aufhalten.

»Ich verstehe dich«, sage ich und presse meine Hände noch fester zusammen. »Aber bitte sei vorsichtig.«

Obie nickt. In seinen Augen schimmert dasselbe unendliche Silber wie in denen unserer Mutter, aber bei ihm wirkt es sanfter, flüssiger. »Ich liebe dich«, flüstert er, so leise, dass ich denke, ich habe mich verhört.

»Was?«

»Ich liebe dich«, wiederholt er, diesmal lauter.

Diesen Satz kenne ich nur aus dem Fernsehen. Noch nie habe ich ihn aus dem Mund von jemandem gehört, den ich kenne, von jemandem, der mich meint.

Mit einem Gesichtsausdruck, der so zärtlich ist, dass sich irgendetwas in meiner Kehle zusammenkrampft, beugt er sich zu mir herunter und küsst mich auf die Stirn. Dann lässt er mich los. Er hebt

seinen Koffer auf, legt dem Jungen die Hand auf die Schulter und schiebt ihn in Richtung der Drehkreuze und plötzlich wird mir klar, dass er geht – wirklich und für immer. Dass mein Bruder in ein paar Sekunden fort sein wird und ich noch immer hier.

Er presst die Hand auf das gläserne Erkennungsfeld neben dem Drehkreuz und beugt sich vor, um das Wort zu flüstern, mit dem sie beide passieren können. Leise zischend entriegelt sich das Drehkreuz und er drückt es auf.

Der Junge stolpert und taumelt hindurch. Dabei rutscht ihm etwas aus der Hand und landet klappernd auf dem Boden. Dann verschwinden sie durch das Gate und sind fort, und ich bleibe allein an der Stelle zurück, wo sie gestanden haben. Meine Hand fühlt sich taub an, so als hätte sie alle Verbindung zu meinem Körper verloren.

Ich bücke mich und hebe auf, was der Junge hat fallen lassen. Es ist ein Rasiermesser mit einem Onyxgriff. Mit gestrecktem Arm halte ich es von mir weg. Meine Hand trieft vor glitschigem rosa Wasser.

Das rote Glühen am Himmel verblasst schon wieder zu Grau und das Terminal ist von dunstigem Rauch erfüllt. Das Rasiermesser schmiegt sich leicht und zierlich in meine Hand. Ich lasse es in meine Tasche gleiten und drehe mich dann zu der Menge um. Beelzebub mag unrecht mit dem gehabt haben, was er zu ihnen gesagt hat, aber für mich haben seine Worte nie wahrer geklungen.

Hier gibt es nichts mehr für mich.